



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Jenseits der Mainlinie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tendenz, der einseitig gewordenen Kultur zu geben, was ihr fehlt. Wahre Kultur — hier steckt der Irrtum Macaulays und der Seinen — ist nicht bloß Verstandeskultur, das Leben ist nicht auf Begriffe zu ziehen, wie der Wein auf Flaschen, und ebenso wenig der Mensch. Darum wird zu allen Zeiten der Dichter sagen:

Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns!



Jenseits der Mainlinie

Von Carl Jentsch



Ich knüpfe an meine in dem vergangnen Jahre hier veröffentlichten und dann auch als Buch erschienenen „Wandlungen“ an. „Habe Sie sich schon recht gut aangewöhnt?“ wurde ich in Offenburg vier bis sechs Wochen lang gefragt oder vielmehr angesungen. Die melodische Sprache war mir mit dem Dialekt zusammen längere Zeit hindurch der interessanteste unter den neuen Eindrücken. Die Dialektverschiedenheit verschleierte anfangs meine Schwerhörigkeit; die Leute wunderten sich nicht besonders, wenn ich sie nicht verstand, weil sie mich ebenfalls manchmal nicht verstanden. Bei einem meiner Antrittsbesuche traf ich die Frau allein, verstand ihr kein Wort, redete aber immer tapfer drauf los und empfahl mich nach zehn Minuten. Am andern Tage begegnete ich dem Manne, der sein Bedauern über seine gestrige Abwesenheit aussprach und hinzufügte: Und denken Sie, was meiner Frau passiert ist! Die ist nämlich eine echte Schwarzwälderin und hat Ihna kei Wort verstande! Nach einer Predigt in einem Dorfe des obern Schwarzwaldes fragte ich die Gemeindevorsteher, ob mich die Leute wohl verstanden haben möchten? Die jüngern, war die Antwort, die beim Militär gewesen sind, schon, die ältern meist gar nicht. Das Singen nimmt sich bei Frauen und Kindern sehr lieblich aus. „Mir singe doch ni—it?“ sang eine Damengesellschaft im Chor, als ich das einmal äußerte. Weniger gut gefiel es mir bei den Männern. Als ich bei einer wichtigen Verhandlung einen hochangesehenen Kreisgerichtsrat seinen Spruch herunterleiern hörte, berührte mich das ganz seltsam, und eine im oberländischen Dialekt gesungne Predigt kam mir geradezu abscheulich vor. Das gab mir nun zu mancherlei Erwägungen Anlaß. Zunächst fragte ich mich: Ob wohl diese melodischen Menschen auch ein wenig Gift und Galle im

Leibe haben mögen, ob sie zornig werden, ob sie hart, boshaft und niederträchtig sein können? Schon früher einmal, in einem böhmischen Bade, war mir der Gedanke gekommen, als ich die Wirtstochter das Stubenmädchen rufen hörte. Reesi (e a, abwärts) sang sie mit ihrer wirklich wunderschönen Stimme, ein halbes oder ganzes Duzend mal. Erst das letztemal wählte sie die Melodie a e (aufwärts), wobei das i ein klein wenig scharf und spitz herauskam. Na, dachte ich, das müßte eine norddeutsche Hausfrau oder Hausjungfrau sein! Der ihr Anrängen läßt sich schlechterdings nicht auf Noten setzen. Nun, daß die Alemannen keine Engel sind, habe ich ja mit der Zeit erfahren, aber auch im Streit behält das Wechselgespräch den Gefangton, und ich glaube doch, daß der Sprachgesang größere Milde der Gemütsart bekundet und es auch bei ausgebrochnem Streit nicht so leicht zum äußersten kommen läßt wie in Gegenden, wo der scharfe Klang der erbitterten Gegenrede schon an sich reizt.

Aber eben dieser Weichheit wegen, die vielleicht von der Beimischung keltischen und romanischen Blutes, vielleicht auch von der milden Luft kommt, scheint der Alemannenstamm nicht zur Herrschaft in Deutschland berufen zu sein und würde sie wahrscheinlich auch dann nicht erlangt haben, wenn ihm die geographische Lage und die geschichtliche Entwicklung günstiger gewesen wären. Weder das Kommando, das zum Drill und zur Leitung gewaltiger Heere erfordert wird, noch der Lapidarstil, der sich für welterschütternde Kundgebungen geziemt, läßt sich im gemüthlichen Dialekt und nach einer Melodie abgeleiert denken; der am meisten pathetische von unsern großen Dichtern hätte die Wirkungen, die er erzielt hat, nimmermehr erzielen können, wenn sich ihm nicht das Hochdeutsche als angemessenes Ausdrucksmittel dargeboten hätte und er auf seinen schwäbischen Dialekt angewiesen gewesen wäre; bekanntlich durfte er seine Dramen nicht selbst vorlesen, wenn er nicht von vornherein ein ungünstiges Vorurteil dagegen erwecken wollte. Und wie wäre es denkbar, daß die alten Römer italienisch gesprochen oder gesungen hätten! Alban Stolz hat das Italienische ganz treffend ein Latein genannt, dem die Knochen herausgebrochen worden sind. Es ist gut, um Liebeslieder zu girren, um angenehm zu plaudern, um lustige oder gefühlvolle Geschichten zu erzählen, und auch zum Intriguiren und zum Schachern eignet es sich vortrefflich, aber es ist keine Sprache für Imperatoren, die Völker unterjochen und der Welt Gesetze auferlegen. Wo wir, wie bei Dante, härteres Metall erklingen hören, da ist an die Beimischung germanischen Blutes zu denken, das am Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch nicht bis zum Verschwinden verdünnt war. Die Erben der römischen Weltherrschaft, die Päpste, verkünden ihre Gesetze und Entscheidungen bis auf den heutigen Tag in lateinischer Sprache. Freilich hat dieses salbungsvolle Kirchenlatein nichts mehr von der Straffheit, Korrektheit und Kraft des alten Latein, während sich diese Eigenschaften in den alten Kirchengebeten noch einigermaßen erhalten haben. Je mehr die Päpste auf den Gebrauch des körperlichen

Schwerter haben verzichtet und sich zu den weiblichen Kampfmitteln der Intrigue, des Sammerns und Klagens, des zähen Ausharrens und Abwartens haben bequemen müssen, desto weiblicher ist auch der Kurialstil geworden. Das gilt von der Zeit bis auf Pius IX. Der gegenwärtige Papst hat es dann mit dem professorenhaften Kollegienstil versucht. Freilich sind auch jene weiblichen Kampfmittel, ausgenommen das Gejammer, schon den alten Römern keineswegs fremd gewesen, wie denn der vollkommne Mann überhaupt den ganzen Menschen samt seiner weiblichen Hälfte in sich schließt; aber das Erbe der im Römertum vorherrschenden männlichen Hälfte ist weder auf die Italiener noch auf die römische Kirche übergegangen, sondern von den Germanen übernommen worden und hat sprachlich in dem Hochdeutsch Luthers und Lessings, politisch und militärisch in dem harten, schneidigen Preußentum seine Auf-
erstehung gefeiert.

Nun, weibische Italiener sind die Alemannen noch lange nicht, aber etwas von einschmeichelnder italienischer Liebenswürdigkeit ist ihrem Charakter beigemischt. Die bekam ich nun auf die mannichfaltigste Weise zu kosten. Ich wurde überall aufs freundlichste begrüßt, viel eingeladen und bei solchen Gelegenheiten gut gefüttert; dieses nicht ohne Mitleidsregungen von wegen meiner Vergangenheit. Schlesien? Ein armes Land! riefen die Leute, auch Geographielehrer, wenn ich bekannte, wo ich her war. Na, wenn Sie die preußische Provinz, die die meisten Millionäre und die reichsten Bauern hat, ein armes Land nennen wollen — erwiderte ich manchmal. Heute wird wohl der Nordosten unsers Vaterlandes dem Südwesten schon etwas besser bekannt sein, sodaß Goethes „Fern von gebildeten Menschen“ und der Hungertyphus, der zweimal in einem kleinen Bezirk des vom links von der Oder gelegnen Schlesiens grundverschiednen rechtsseitigen Teiles gewütet hat, nicht mehr die einzigen Bestandteile des Bildes sind, das man sich von der Kronenperle macht, um die der große Friedrich mit der großen Kaiserin gerungen hat. So habe ich denn dort in Familienkreisen und bei Festmahlen die angenehmsten Stunden verlebt, öfter noch beim Abendschoppen und auf Spaziergängen in dem reizenden Gehügel, das, unten mit Reben, höher hinauf mit Wald bedeckt, hinter Offenburg aus der Ebene aufsteigend den Schwarzwald umsäumt. Meinen Nachmittags- oder Abendspaziergang machte ich entweder mit dem vortrefflichen Gymnasialdirektor Intlekofer, einem idealgestimmten, kenntnisreichen, für unsre Zeit übermäßig bescheidenen und anspruchlosen Manne, oder mit dem Zahnarzt S., der mich gleich am ersten Tage mit süddeutschem Sanguinismus in sein Herz geschlossen hatte. Aber trotz aller Liebenswürdigkeiten, die er mir erwiesen hat, halte ich mich doch durch eine mit ihm gemachte Erfahrung für verpflichtet, jedermann vor der Freundschaft mit Zahnärzten zu warnen. Er behauptete nämlich, daß ich einiger Lücken wegen undeutlich spräche, wodurch die Wirkung meiner Predigt beeinträchtigt würde, und verurteilte mich dazu, ein Gebiß von

ihm geschenkt zu nehmen. Und da er mit meinem natürlichen, sehr unregelmäßig gestalteten Gebiß nicht zurecht kam, so brach er mir von einem der wenigen guten Zähne, die ich noch hatte, die Hälfte ab, um sein künstliches hineinzuzwängen. Alles Sträuben half mir nichts: das schadet gar nichts, versicherte er. Natürlich konnte ich mit dem neuen Gebiß weder essen noch sprechen, trug es aber immer in der Westentasche, um es einzusetzen, wenn ich mit S. zusammenzutreffen gedachte. Er traute mir nicht recht und inspizierte jedesmal, ob ich es auch trüge. Die Predigt hielt ich nach wie vor ohne Gebiß, S. aber war jedesmal entzückt von der deutlichen Aussprache, zu der er mir verholfen habe. Die Kneipe mußte ich wider alle meine Grundsätze und Gewohnheiten täglich zweimal besuchen, weil ich von meiner Quartierwirtin weder Mittag- noch Abendbrot erhielt. Das schadete aber nichts, kam es doch gewöhnlich zu einer angeregten und oft für mich interessanten und lehrreichen Unterhaltung. Die Männer der Honoratiorengesellschaft besuchten die Kneipe mindestens viermal am Tage. Früh gingen sie zur „Eiluhrenmeß“; gleich nach Tische rannten sie zum Kaffee mit obligatem Skat oder Sechshundsechzig. Es gedieh ihnen nämlich — gedeiht ihnen hoffentlich heute noch — vortrefflich, sodaß die rundlichen Körperformen vorherrschten; da fürchteten sie sich nun entsetzlich vor Schlaganfällen, und um der Versuchung zum Nachmittagschlaf zu entfliehen, eilten sie vom Mittagstisch zum Gesellschaftskaffee. Zwischen vier und fünf dann kamen sie zusammen, um vom politischen Inhalt der Nachmittagsblätter Kenntnis zu nehmen und ihn zu besprechen, und nach dem „Nachteffen“ kam dann erst das Eigentliche, das, je nachdem, bis um zehn, elf oder zwölf dauerte. Herren von auswärts, die mit den Einrichtungen der badischen Städte bekannt sind, gehen des Abends gewöhnlich in das sozusagen amtliche Kneiplokal der geschlossenen Honoratiorengesellschaft, in Offenburg hieß es das kalte Loch, in Konstanz der Gerstenack; hier sind sie sicher, standesgemäße Gesellschaft und freundliche Aufnahme zu finden. Freilich hat ein solches Lokal seine Gezeiten. Wenn es wieder einmal frisch gestrichen und tapeziert und mit einer großartigen Feier eingeweiht worden ist, sind vier Wochen lang alle Plätze besetzt; dann schwindet mit der Güte des Bieres auch die Begeisterung nach und nach, und zuletzt sitzen nur noch drei oder vier Prinzipientreue, ingrimmig Rauch passend, in dem weiten Raume, ab und zu das in der Ofenecke nickende Schenkermädchen mit dem Zuruf „Zundele,*) e Biertele“ aufschreckend. Intleufer, der Witwer war, und ich trafen uns im Winter täglich und im Sommer an Regentagen zum Abendessen „ins Giegers,“ und erlebten auch dort einmal einen großen Wandel aus höhern als Bierrückfichten. Alle Offenburger Honoratioren waren selbstverständlich national-liberale Bismarckverehrer. Wie ihre politische Gesinnung entstanden

*) So genannt, weil es brandrote Haare hatte.

war, das wurde mir bald klar. Mein Freund S. rief einmal, nach dem Rhein hinweisend: Herrgott, wenn die Kerls 1870 herübergekommen wären und mein hübsches neues Häusle zusammengeschosse hätte! So haben wohl alle vermögenden Grenzbewohner damals gedacht und gefühlt und seitdem Bismarck und Preußen als ihre Retter verehrt. Dann aber waren die ältern unter ihnen sämtlich Achtundvierziger, d. h. alte Revolutionäre — bei einem halben Duzend, mit dem ich einmal zusammensaß, fand es sich, daß keiner darunter war, der nicht gegessen oder eine Zeit lang als Flüchtling in Amerika gelebt hätte — und Aufgeklärte im Sinne eines pfaffenresserischen Kulturkampfes. Da man nun damals in allem Ernste glaubte, Bismarck habe sich aufrichtig zu dieser Art Liberalismus bekehrt, so bestand zwischen ihrer Regierungsfreundlichkeit und ihrem Liberalismus kein Widerspruch; sie glaubten, Bismarck habe die Revolution gemacht, mit der sie vor zwanzig und etlichen Jahren verunglückt waren. Dieser Glaube erlitt 1876 den ersten Stoß, als die Regierung bei der Beratung der Strafprozeßordnung einige Bestimmungen durchsetzte, die namentlich von den Süddeutschen für reaktionäre Verschlechterungen gehalten wurden. Damals lernten die Nationalliberalen, sich aufs Umfallen einzurichten, und Geigers Stammgäste fielen nach heftigem Geschimpf auf die Herren Preußen mit um. Geiger aber blieb standhaft auf dem streng liberalen oder vielmehr demokratischen Standpunkte stehen und sagte seinen Stammgästen die ärgsten Grobheiten. Da beschlossen diese, tief gekränkt, einen großartigen Exodus, und Intleoser und ich blieben eine Woche oder zwei ziemlich allein. Da aber Geigers Bier nun einmal besser war als das im Kalten Voch, so bequemten sich die Herren zu einem zweiten, politisch ganz ungefährlichen Umfall nach links und fanden sich einer nach dem andern wieder ein.

Weit weniger als die lebhaften, heitern und liebenswürdigen Städter gefielen mir die Landleute. Schon körperlich machen sie an vielen Orten einen schlechtern Eindruck: die Männer imponiren weder durch Größe*) noch durch Stärke (wenigstens in der Rheinebene, auf dem Schwarzwald findet man mehr starke Leute), die Frauen sind häßlich und in der Ebene auch häßlich gekleidet (die Trachten der Schwarzwälderinnen sind zwar malerisch, aber meist nicht sehr praktisch), und schon die größern Kinder sind nicht mehr hübsch. Natürlich giebt es Ausnahmen; die Blumenwirtin in Rammersweyer z. B., bei der ich im Sommer oft Abends mein Schwarzbrot und meinen Schoppen einnahm, war eine schöne und stattliche, dabei gute und geschickte Frau. Dann bemerkte ich bald, was ich später bei Riehl gelesen habe, daß die Bauern der Rheinebene keine echten Bauern, sondern ganz verstädtert sind. Sie holen sich ihre

*) Das muß ganz lokal sein. Das nahegelegne Hanauer Ländle bei Riehl hat auffallend großgewachsene Leute.

D. Ned.

Meinung aus der Stadt, beeifern sich, jeden städtischen Wandel mitzumachen, und die Dörfer sind mit politischem und kommunalem Geiz erfüllt, das wegen der Kleinlichkeit der dabei spielenden Interessen einen noch widerwärtigern Eindruck macht. Zum Lobe muß jedoch den Landleuten nachgesagt werden, daß sie darüber ihre Wirtschaften nicht versäumen; sie sind unermüdlich fleißig und rackern sich recht schaffen ab, wenn auch freilich bei den Rebauern ein gutes Teil der Frucht des sauren Schweißes der Weiber und Kinder durch des Mannes Gurgel rinnt. Aber auch die Landwirtschaft mit ihren schmalen, sorgfältig ausgenutzten Beeten und den saubern, ziemlich städtisch aussehenden Häuschen macht auf das norddeutsche, an stattliche Höfe und große Gewanne gewöhnte Auge den Eindruck des Kleinlichen; zudem wird in der Rheinebene das Landschaftsbild durch die schnurgrade gelegten Flußläufe mit ihren ebenfalls schnurgeraden Paralleldämmen zerstört.

Das sind nun freilich alles nur sehr oberflächliche Wahrnehmungen gewesen. Ein wenig näher getreten bin ich den Bauern nur an einem einzigen Orte, wo sie eben nicht den besten Eindruck auf mich machten, und es würde ungerecht sein, wenn ich meine dortigen Erfahrungen verallgemeinern wollte. Als ich am Sonnabend nach Pfingsten 1877 mit Zntleoser von der Bonner Synode zurückkam, begleitete mich dieser in das Gasthaus, wo ich vorläufig noch wohnte. Dort erwartete mich Geiger mit dem Bürgermeister des Dorfes R. Dieser bat mich, am andern Morgen nach R. zu kommen und dort Gottesdienst zu halten. Ich antwortete: Das wird nicht gut gehen; ich bin erst seit Himmelfahrt hier, bin heut vor acht Tagen zum Pfarrer gewählt worden, die Gemeinde erwartet selbstverständlich, daß ich morgen Gottesdienst halte, und da kann ich unmöglich den Gottesdienst ausfallen lassen, ohne es wenigstens bekannt zu machen. Dazu war es doch abends um zehn Uhr zu spät. Der Bürgermeister aber versicherte, ich müsse unbedingt kommen; die Sache sei von höchster Wichtigkeit, R. sei eine sehr angesehene Gemeinde, habe sich eben erst der altkatholischen Bewegung angeschlossen, Michelis habe den ersten Gottesdienst abgehalten, die Leute seien Feuer und Flamme, aber man müsse das Eisen schmieden, so lange es warm sei; man könne nicht wissen, ob nicht die vielen noch Schwankenden wieder abfielen, wenn sie morgen vergebens zur Kirche kämen. Und auf R. schaue das ganze Oberland; es sei eine strategische Position (diesen Ausdruck gebrauchte der Bürgermeister selbst freilich nicht) ersten Ranges; Offenburg sei sicher gewonnen, da könne das Ausfallen eines Gottesdienstes keinen Schaden anrichten. Geiger sekundirte dem Bürgermeister, und beide bestürmten mich. Ich sagte zu Zntleoser: Wir Altkatholiken haben die Priesterherrschaft abgeschafft, der Kirchenvorstand leitet die Gemeindeangelegenheiten, Sie sind der Vorsitzende des Kirchenvorstandes, also bitte, entscheiden Sie! Der aber zuckte verlegen die Achseln und sagte: Nein, nein! in solchen Dingen habe ich nichts zu entscheiden, da müssen Sie sich schon nach eignem

Ermeffen entschließen. So entschied ich mich denn, am andern Morgen mit dem Bürgermeister zu fahren. Unterwegs auf der Eisenbahn sagte er mir, Michelis habe versprochen, den fraglichen Gottesdienst zu halten. Aber mein Gott, rief ich, warum haben Sie mich da geholt? Michelis ist ein Mann, der Wort hält! — Aber er war gestern Abend noch nicht da; da dachten wir, er würde uns im Stich lassen. — Passen Sie auf, er kommt; vielleicht sitzt er in diesem Zuge! — Als wir auf der Station D. ausstiegen, stieg Michelis, der von R. kam, wo er den versprochenen Gottesdienst gehalten hatte, eben ein, um nach Freiburg weiter zu fahren, und rief dem Bürgermeister zürnend zu: Sie einfältiger Mensch, wenn ich gesagt habe, ich komme, so komme ich auch! Ich fuhr nun vollends nach dem noch ein Stündchen entfernten R. hinüber ('s isch kei Woage da, meinte der Bürgermeister, da nehme mer der Omnibus) und las vor leeren Bänken eine Messe. Als ich nach Offenburg zurückkam, wurde ich mit Vorwürfen überhäuft; die ganze Stadt sei zusammengeströmt gewesen. So einmal getäuscht, kam „die ganze Stadt“ nicht wieder; die Frauen waren ja fleißige Kirchgängerinnen, von den Männern aber blieb nur ein Stämmlein getreu; in größerer Zahl erschienen sie nur an Hochfesten; an einem Kaisergeburtstagsfeste stellten sich sogar alle Behörden in corpore ein; man hatte nämlich beschlossen, die amtlichen Gottesdienste umzeigig in der evangelischen, in der römisch-katholischen und in der altkatholischen Kirche — es war das die Gymnasialkirche — zu begehen. Einmal erblickte ich im Hintergrunde der sonst ziemlich leeren Männerseite zwei oder drei Reihen roter Westen. Mit Entsetzen erfüllte mich die zwar nicht, aber doch mit Verwunderung, die noch stieg, als die Rotbewesteten sämtlich die Kommunion empfangen. Nach dem Gottesdienst sagte man mir: „Das sind die Schutterwälder Baure, die habe mit ihrem Pfarrer Streit bekomme, da habe sie ihn amol gründlich ärgere wolle und sind zum altkatholische Abendmahl gange.“

Die Bauern von R. hatten's nicht gethan, um ihren Pfarrer zu ärgern — die Pfarrei war gerade erledigt —, sondern um die hohen städtischen Gönner zu erfreuen, vor denen der badische Bauer einen so heillosen Respekt hat, besonders den Herrn Oberamtsrichter Beck,*) einen der eifrigsten Gemeindeglieder, der des Bürgermeisters Vetter war und diesem das Blaue vom Himmel versprochen hatte. Ich bemerkte sehr bald, daß der Bürgermeister und die Kirchenvorsteher allerlei materiellen Vorteil von der Sache erwarteten und vorläufig kleine Profitchen machten, z. B. die üblichen Opfer einzunehmen fortführen, obwohl der Geistliche nichts davon bekam, und ihre Auslagen für den Gottesdienst aus der Kirchkasse reichlich gedeckt wurden. Es mochte ja noch ein Rest des rationalistischen Sauerteigs, der sich auch anderwärts in Baden erhalten

*) Er gab „Beckstimmen“ heraus. Nun sprechen die Leute dort sowohl das Wort Bäcker wie den Namen Beck gleich aus: Beck, und da sangen denn die ultramontanen Gassenbuben: Der Beck, der Beck, der Beckebeck.

hatte, in der Gemeinde stecken, wie ich an den spöttischen Reden alter Männer über Bibel und Kirchengebräuche bemerkte, und in R. besonders war das nicht zu verwundern, da einer ihrer frühern Pfarrer den Ruf eines Hauptaufklärers genossen hatte; er hatte auch den Plan zu der „schönen Kirche“ entworfen, die ein Monstrum von Geschmacklosigkeit ist. Aber im allgemeinen waren die Leute doch von der engherzigen, ängstlichen, am äußern klebenden Gläubigkeit erfüllt, die Menschen von engem Gesichtskreise eigen ist, und so gaben sich denn die „aufgeklärten“ Gemeindeführer alle erdenkliche Mühe, den Schein aufrecht zu erhalten, als ob die Altkatholiken das Gut des alten katholischen Glaubens treu bewahrt hätten, die übrigen aber die Neuerer wären. Deshalb durfte am Zeremonienwesen nicht das mindeste geändert werden. Gleich beim ersten Gottesdienst (es wurde nämlich abgemacht, daß ich jeden Sonntag zuerst in R., dann in Offenburg amtiren sollte) zog ich mir den höchsten Zorn des Gemeindefkirchenrats zu. Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht! Die Leute werden denken, das sei gar kein katholischer Gottesdienst mehr! Ich hatte nämlich die zweite, rituswidrige Besprengung unterlassen. Vorm Hochamt wird die Gemeinde unter Absingung des *Asperges me hyssopo, et mundabor* mit Weihwasser besprengt; in Baden haben die Leute daran noch nicht genug und lassen sich nach dem Gottesdienste noch einmal einsprengen. Um Gottes willen, was haben Sie gemacht, die Leute sagen, das sei ein lutherisches Begräbniß gewesen! so wurde ich später in einer an Kunst und Wissenschaft reichen Stadt vor versammeltem Kriegsvolk von einem seinerzeit viel genannten Professor angeredet, weil ich eine zweite Räucherung unterlassen und das Vater Unser ohne Ave Maria gebetet hatte. Man kann sich denken, wie lächerlich ich mir unter diesen Umständen vorkam! Die Weltkirche hatte ich verlassen, weil sie mir nicht weitherzig genug war, und weil ich in ihr nicht ganz wahrhaftig sein konnte, und nun steckte ich in solchen Zämmlichkeiten drin und sollte den plumpsten Bauernfang mitmachen!

Das viele Sprengen war mir doppelt zuwider, weil es meinen ästhetischen Sinn verletzte. In Schlefien hat man dafür ein metallnes Instrument, eine an einem Stiel befestigte durchlöcherete Kugel, in der ein Schwamm steckt; den *Sperges* nannte es der Glöckner Menzel in Rehberg. In Baden dagegen bedient man sich eines Borstenwischs, der ungemein häßlich aussieht. Einmal hat mich dieser Borstenwisch rein zur Verzweiflung gebracht. Es war in Konstanz. Beim gewöhnlichen Gottesdienst ging ich dem Küster immer zu früh heraus, und er pflegte mich mit den Worten zurückzuhalten: Herr Pfarrer, waarte S' ä bißle, bis zaameklitte iesch! (zusammengeläutet ist). Bei Trauungen aber führte er mich zu früh heraus und ließ mich während eines langen Liedes zwecklos vor den Brautleuten stehen, was unangenehm war. Nun hatte ich einst einen beliebten Münchner Schauspieler mit einer Konstanzer Dame zu trauen und machte mir für diesen außerordentlichen Fall eine besonders schöne

Rede zurecht. Dem Küster aber sagte ich: Daß Sie mich ja nicht früher herausführen als beim Anfange der letzten Strophe des Liedes! Er giebt mir das Zeichen; wir treten vor den Betschemel des Paares, dieses glaubt die heilige Handlung solle beginnen und steht auf, und nun bilden wir eine Gruppe, die dem im Beurteilen von Gruppen geübten Bräutigam entsetzlich gewesen sein muß: ich vor der Braut, der Küster, der ganz hart an die Kniebank getreten ist und sein dummes, neugieriges Gesicht der Braut so weit wie möglich entgegenstreckt, vor dem Bräutigam, als Mittelpunkt aber der wie ein Bouquet gehaltne Borstenwisch des Küsters, der das Bouquet der Braut unmittelbar berührt. Hätte ich nun nicht gedacht, daß das Lied zu Ende sei, so wäre ich zurückgetreten und hätte den Küster mit zurückgezogen, aber das Lied ging weiter, endlos weiter, und das lebende Bild mit dem Borstenwisch in der Mitte stand der Festversammlung über eine Viertelstunde zur Schau. In mir kochte es, und die Sätze meiner Rede purzelten im Kopf übereinander; ich sprach dann, ich wußte nicht was.

Mitunter war mir ja das Festhalten am Alten ganz recht. Die Gebete und Zeremonien der Karwoche hatten mir immer als der Höhepunkt des Kirchenjahrs gegolten, und da ich den aufgeklärten Offenburgern damit nicht kommen durfte, fühlte ich beim Herannahen der Osterzeit eine gewisse Leere; es war mir daher angenehm, zu erfahren, daß ich diese Gottesdienste in A. feiern dürfe. Als ich hinkam, fand ich den Professor Michelis dort, den ganz derselbe Beweggrund aus seinem aufgeklärten Freiburg hingetrieben hatte. Er verzichtete großmütig zu meinen Gunsten und fuhr nach Freiburg zurück, nachdem wir uns ein paar Stunden angenehm unterhalten hatten. Michelis war ein großer, starker Mann, ein echter kernhafter Westfale von unbeugsamem Charakter und kindlichem, menschenfreundlichem Herzen, litt aber an einer Erfolgslosigkeit seines Wirkens, die nur von der Unverwüstlichkeit seines Optimismus übertroffen wurde. Er hatte sehr achtungswerte naturwissenschaftliche Kenntnisse, die er zu apologetischen und religiös erbaulichen Zwecken verwandte. Darin hatte er Glück und Geschick, und hätte er sich auf dieses Fach beschränken können, so würde er als akademischer Lehrer wie als Schriftsteller an seiner Wirksamkeit Freude erlebt haben. Leider gestatteten ihm das die Zeitumstände nicht, und da führten ihn nun sein lebhaftes Temperament und sein Thatendrang auf Gebiete, für die er nicht geschaffen war. Zuerst auf das politische. Er nahm ein Mandat fürs preußische Abgeordnetenhaus an, aber weil er nur Heiterkeit erregte, was gerade dem edelsten Enthusiasten in einer kritischen und voreingenommenen Versammlung von Nichtenthusiasten am leichtesten begegnet, so packte er eines schönen Tags die Aktenstücke, mit denen er das gute Recht seiner katholischen Wähler zu beweisen gedacht hatte, zusammen und lief zur Thür hinaus. Dann warf er sich auf die Reform der Philosophie und verwendete die eine Hälfte seines kleinen Vermögens — die

andre widmete er einer mittellosen Schwester und ihren Kindern — darauf, Bücher drucken zu lassen, die niemand kaufte. Vielleicht bin ich der einzige Mensch, der seine Bücher von Anfang bis Ende durchstudirt hat. Ich that es, um darüber zu referiren. Ich sann nach, was er wohl gemeint haben könne, und was ich gefunden zu haben glaubte, das schrieb ich dann nieder. Ob ich seine Meinung getroffen habe, weiß ich nicht; protestirt hat er nicht. Gemerkt habe ich mir aus seiner Philosophie weiter nichts, als daß er die richtige Definition des Satzes (der Satz besteht nach ihm nicht aus Subjekt und Prädikat, sondern aus Nomen und Verbum) für den Angelpunkt der wahren Philosophie hielt; es handelte sich dabei, wenn ich nicht irre, um die Wichtigkeit der Unterscheidung der synthetischen Urtheile von den analytischen. Als er mir zum erstenmale seine Theorie mündlich auseinander gesetzt hatte und nun triumphirend fragte: Was sagen Sie dazu? da mußte ich bekennen: Ich verstehe Sie nicht. So geht es mir nun mit allen Menschen! rief er enttäuscht und verzweifelt, tröstete sich jedoch sofort mit dem Gedanken, daß ich ihn mit der Zeit noch begreifen lernen würde. Zuletzt kam die große Krisis von 1870, und von da ab nahmen der Kampf gegen den Ultramontanismus und die Gründung altkatholischer Gemeinden seine ganze Seele ein. Er war ein Reformator im Sinne der großen Ordensgründer und eines Johannes Gerson. Er dachte nicht daran, auch nur ein einziges von den vorvaticanischen katholischen Dogmen preiszugeben; er wollte ein großes Reformkonzil, das das unvollendet gebliebne Werk der Konzilien von Konstanz und Basel vollenden sollte. Mit den von weltlichen Interessen erfüllten liberalen Honoratioren und Bauernbürgermeistern Badens, deren Religion, soweit sie welche haben, ein flacher Rationalismus ist, hatte er keine Faser gemein, aber das verbarg ihm sein Optimismus. Wenn er seine Begeisterung vor den dummflugen Bauern ausströmte, so glaubte er deren eigne Gesinnung auszusprechen; ganz unbewegt konnten sie ja allerdings nicht bleiben, da die stürmische und glühende Beredsamkeit einer begeisterten, starken Persönlichkeit stets auf die Zuhörer Eindruck macht, selbst wenn sie das Gehörte nur sehr unvollkommen verstehen. Die herzlichste Übereinstimmung mit den Stadtleuten aber, besonders mit seinen Freiburger Gymnasiallehrern und Juristen, brachte er auf die einfachste Weise von der Welt zu stande. So oft sie ihm widersprachen, schnauzte er sie an und wurde sehr böse. Nun wollten sie um keinen Preis den von allen, auch von seinen ultramontanen Gegnern hochgeachteten Mann verlieren und sich der Gefahr aussetzen, einen der jämmerlichen Gefellen zum Pfarrer zu bekommen, die damals aus österreichischen Klöstern entliefen, um ein altkatholisches Pfarramt samt einem Weibe zu erlangen. So stellten sie denn jeden Widerspruch ein, hüteten sich vor gefährlichen Diskussionen wie vorm Feuer und sagten zu allem ja, was Michelis vorbrachte, mochte es ihnen auch noch so sehr wider den Strich gehen. Und so ist er denn in dem fröhlichen

Glauben gestorben, daß seine Auffassung des Christen- und Kirchentums von einer bedeutenden Zahl tüchtiger Männer aus allen Ständen geteilt werde, daß die altkatholische Bewegung, die durch die Ungunst der Zeiten nur vorübergehend ins Stocken geraten sei, schon wieder ihren Fortgang nehmen, und daß ein großes Reformkonzil die Christen aller Bekenntnisse vereinigen und die Kirche verjüngen werde.

Die guten Bauern von R. wenigstens waren, wie gesagt, nicht der Stoff, in dem sich erhabne Ideen hätten verwirklichen können, und mir waren die Gottesdienste, die ich dort abhielt, aus den angeführten und aus andern Gründen unerfreulich. Bei einer ziemlich ledernen Unterhaltung, die sich gewöhnlich um die Missethaten der Ultramontanen und um die von Karlsruhe zu erwartende Hilfe drehte, den Sonnabend Abend zubringen, dann am Sonntag Morgen mit nüchternem Magen zwei Gottesdienste abhalten und dazwischen eine Wagen- und eine Eisenbahnfahrt oder einen Marsch und eine Eisenbahnfahrt machen, das ist nicht sehr angenehm. Wenn ich, was an Festtagen vorkam, nur in R. amtierte und erst nachmittags von dort wegfuhr, lief ich stets nach der Bahnstation. Denn die dortigen Bauern haben keine Kutschen wie unsre schlesischen, sondern nur Korbwägelchen für Marktfahren ohne Vorrichtung zum Absteigen, und da ich sehr ungeschickt bin, begegnete es mir manchmal, daß der Gaul fortrannte, ehe ich mit dem Herunterklettern fertig war. Einmal nun, als ich meinen Entschluß zu laufen kund gab, sang der Kirchenvorsteher K. gar weinerlich: Noin, loise Se nie—it! — Warum denn nicht? — Joa, die Uldramondoane soage, die Altkatholiege hoabens nit moal, daß se der Pfarrer könne führe lasse, der muß loise. An Peter und Paul sollten die Leutchen endlich ihren eignen Geistlichen bekommen. Recht behaglich verzehrte ich am Vorabend bei Geiger mein Abendbrot mit dem Gedanken: Gott sei Dank, daß du das dumme R. los bist, kannst dich nun auch einmal ordentlich auf die Predigt vorbereiten. Da steht der alte Bürgermeister vor mir und singt: Sie müsse jezt bald mit mir nach R., der neue Geistlich ischt nit komma! Unterwegs sagte ich auch diesmal wieder: Passen Sie auf, er wird da sein; vielleicht sitzt er in diesem Zuge. Auf der Endstation stieg richtig ein Geistlicher aus, der offenbar fremd war und sich verlegen umschaute. Na da sehn Sies, sagte ich, da steht er! Ach nein, sagte der Bürgermeister, das wird er wohl nit sein. — Da gehn Sie doch und fragen Sie ihn, er wird Sie ja nicht beißen! Natürlich war ers. Der Geistlich hielt nicht lange aus, und ich hatte später noch öfter das Vergnügen. Die erstenmale wurde ich beim Abschied gefragt: Was koscht der Fserboahn? — Bahn zwei Mark, Omnibus vierzig Pfennig, worauf ich einen Thaler bekam, und wenn ich sechzig Pfennig herausgeben wollte, sagte der Vorsteher herablassend: „Nein, behalte Se nur, das schenke mer Ihnen.“ Im Herbst 1881 erhielt ich ein Schreiben aus R. und eine Quittung über 108 Mark 80 Pfennig, die ich dringend ge-

beten wurde unterschrieben zurückzuschicken, da „Großherzoglicher Verwaltungshof“ die Kirchenrechnung eingefordert habe. Ich bat mir eine genaue Rechnung aus, da ich mich nicht erinnerte, jemals eine solche Summe empfangen zu haben. Darauf kam ein Nachweis über die Kosten, die ich im Sommer 1878 verursacht haben sollte. Es handelte sich um dreizehn Fälle, meistens Festtage, an denen der Gottesdienst in Offenburg ausgefallen war, sodaß ich in R. nicht zu übernachten brauchte und dort nur ein Mittagsmahl genossen hatte; ein paar mal war ich übernachtet und hatte also Abendessen und Nachtquartier bekommen. Und für jede dieser Leistungen hatte sich der Löwenwirt vier Mark zahlen lassen! Und dieser Löwenwirt war der Sohn und Mitapostel des apostolischen Bürgermeisters, der sich als opferwilligen und heldenmütigen Gemeindeglieder preisen ließ! Verschiedne andre Geistliche, die gutmütiger waren als ich, hatten die ihnen vorgelegten Quittungen ungeprüft unterschrieben. „Großherzoglicher Verwaltungshof“ scheint die dortige „Gebahrung“ nicht ganz in der Ordnung befunden und Schwierigkeiten gemacht zu haben; einige Zeit darauf las ich, daß die Gemeinde R. reumütig in den vielgeschmähten römischen Schaffstall zurückgekehrt sei. Ich möchte diese Gemeinde nicht gerade als den Typus der altkatholischen Landgemeinden Badens hinstellen. Viele von den ältern Bauern haben oder hatten damals — mittlerweile sind die ja wohl ausgestorben — einen rationalistischen Religionsunterricht genossen, und die jüngern waren unter politischen Kämpfen erwachsen, in denen das katholische Kirchentum als eine vaterlandsfeindliche Macht erschien. Zudem scheinen die damaligen katholischen Geistlichen Badens nicht das Maß von Achtung genossen und verdient zu haben, dessen sich die schlesischen und die in Rheinland-Westfalen erfreuten. So schien es mir nach dem, was ich hörte und las; die Stadtpfarrer von Offenburg und Konstanz, die ich persönlich kennen lernte, waren sehr würdige Männer. Unter diesen Umständen mußten, besonders nach den Ereignissen von 1870, auch viele Bauern in der katholischen Kirche einen Gewissensdruck empfinden, den sie durch ihren Beitritt zur Altkatholiken-gemeinschaft abzuschütteln sich verpflichtet fühlen konnten. Der religiöse Drang freilich, der sich diesem negativen Beweggrunde als positive Ergänzung hätte hinzugesellen müssen, wenn es zu einer kraftvollen und lebensfähigen Neubildung kommen sollte, der fehlte, und selbst zwölf solche Feuerseelen, wie Michelis eine war, hätten ihn nicht zu schaffen vermocht.

(Schluß folgt)

